Pferdesoldaten 1

Vorposten am Rio Grande

Military Western

von

Michael H. Schenk

© M. Schenk 2016

In Gedenken an die Männer, Frauen und Kinder aller ethnischen Gruppen, welche den Indianerkriegen zum Opfer fielen.

Kapitel 1 Der Fund

Friedrich Schmitt bemerkte das metallische Blinken, ein paar hundert Meter voraus auf der Straße, und hob instinktiv die Hand. Die drei Dragoner hinter ihm zügelten ihre Pferde. Sie brauchten keinen besonderen Befehl. Unisono beugten sie sich ein wenig vor und zogen eine der beiden North Steinschloßpistolen aus den weißen Lederholstern, die rechts und links vorne am Sattel hingen.

„Was ist los, Schmitt?“, fragte Dragoner Perkins leise und sah sich sichernd um.

Schmitt schwieg. Er nahm das kleine Teleskop, dass ihm der Lieutenant für die Patrouille geliehen hatte, zog es auseinander und suchte das Objekt, welches seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Das Blinken konnte eine harmlose Ursache haben. Manche Steine blitzten wie Gold, wenn das Sonnenlicht in einem bestimmten Winkel auftraf. Aber Schmitt hatte die trübe Erfahrung gesammelt, dass man länger lebte, wenn man von weniger harmlosen Ursachen ausging.

Endlich hatte er das Objekt gefunden und konnte die Schärfe des Teleskops korrigieren. „Ein totes Pferd“, sagte er heiser. „Eines von uns.“

Das Blinken fand seine Ursache in dem herzförmigen Messingstück, mit dem die drei Gurte des Brustgeschirrs verbunden waren. Ja, das da vorne war ein Reittier der Dragoner. Ein totes Reittier. Nun stellte sich für Schmitt die Frage, was wohl mit seinem Reiter geschehen war.

Sie befanden sich hier am Arkansas-River, dicht an der Grenze zum Indianergebiet. Die Creek-Indianer und der Stamm der Choctaws verhielten sich eigentlich ruhig, aber das ließ sich bei den Indianern ja nie mit Gewissheit sagen. Jetzt, gegen Ende des Jahres 1838, waren die Kompanien der U.S.-Dragoons in jene Gebiete verlegt worden, die als besonders unsicher galten. Für das Reiterregiment eine schier unlösbare Aufgabe.

Schmitt und seine Begleiter trugen die Uniformen eines Regiments, welches erst 1833 aufgestellt worden war. Im Gegensatz zu den Reithosen der einfachen Dragoner trugen die von Schmitt, entlang der Außennähte, schmale orangefarbene Streifen. An den Oberarmen seiner Jacke leuchteten zwei ebenso orangefarbene Winkel. Es waren die Rangabzeichen eines Corporals der U.S.-Dragoons und im Augenblick war Schmitt nicht besonders glücklich darüber, sie zu tragen, denn er hatte somit die Verantwortung für seine kleine Schar.

Er suchte das Umfeld sorgfältig ab. Da, ein dunkles Schemen, unmittelbar am Pferd und größtenteils von ihm verdeckt. „Und ein toter Reiter“, ergänzte er für die Kameraden. „Ich schätze, wir haben unseren vermissten Meldereiter gefunden.“

„Kannst du irgendwas sehen, Schmitt?“, erkundigte sich Dragoner Perkins.

Jeder wusste, worauf er anspielte. Erneut suchte Schmitt das Umfeld ab, ließ das Teleskop dann zusammenschnappen und schüttelte den Kopf. „Nichts, Jungs. Falls hier irgendwo ein Indianer lauert, dann hält er sich jedenfalls sehr gut verborgen. Also schön, sehen wir uns die Sache an.“

Die vier Soldaten trabten an und jeder von ihnen hielt eine der beiden einschüssigen Pistolen im Kaliber 0.54 bereit. Insgesamt hatte jeder von ihnen drei Schüsse verfügbar. Zwei Steinschloßpistolen, dazu den einschüssigen Vorderlader-Karabiner der Firma Hall, im Kaliber 0.58, der bereits über die moderne Perkussionszündung verfügte.

Steinschlosswaffen waren relativ empfindlich. Zog man den Abzug, dann schnellte ein Hahn nach vorne, an dem ein Feuerstein mit einer kleinen Zwinge festgeschraubt war. Der rieb über die angeraute Fläche der sogenannten Pulverpfanne, in der loses Pulver eingefüllt war. Dieses brannte ab und entzündete dann die Ladung im Lauf. Es gab zwei wesentliche Schwachpunkte: Den Feuerstein, der sich lockern oder sogar verloren gehen konnte, und die Pulverpfanne, deren Pulver feucht werden und verklumpen konnte. Der Ladevorgang war entsprechend umständlich und langsam. Dem gegenüber bot die Perkussionszündung schon einen entscheidenden Vorteil: Man brauchte keine Pulverpfanne mehr. Der Hahn schlug auf ein wasserfestes Zündhütchen, das Percussion-Cap, dessen Feuerstrahl die Ladung zündete. Diese Perkussionswaffen waren schneller zu laden und hatten kaum Versager.

Wenn die Zeit zum Nachladen fehlte, dann standen den Dragonern zwei gefährliche Blankwaffen zur Verfügung. Ein Bajonett, welches unter dem Lauf des Karabiners befestigt und nach vorne geklappt werden konnte, und der schwere Dragonersäbel.

Sie erreichten den toten Meldereiter und versuchten den bestialischen Gestank zu ignorieren, der ihnen entgegenschlug. Fliegen umschwärmten sie und Schmitt nahm den steifen Tschako ab, wischte sich den Schweiß von der Stirn, dann kniete er sich nieder und zwang sich dazu, den Toten zu untersuchen.

„Muss schon eine Woche oder länger her sein“, meinte der Corporal. „Ich kann keine sichtbaren Wunden entdecken. Ich denke, der arme Kerl hat einfach Pech gehabt. Ein Vorderlauf des Pferdes ist gebrochen. Ich glaube, der Gaul ist gestürzt und der Reiter ist unter ihn gekommen. Hat sich den Hals gebrochen. Das Pferd ist schließlich verendet.“

„Ja, verdammtes Pech.“ Dragoner Winters spuckte aus. „Und was machen wir mit ihm?“

Schmitt überlegte. Es waren vier Tage zurück bis zum Camp Mason und sie hatten kein Ersatzpferd, um die Leiche zu transportieren. Sicher, man konnte auch zu Zweit auf einem Pferd reiten,

aber das wollte er keinem seiner Männer zumuten. Nicht, wenn es im Zweifelsfall auf die Ausgeruhtheit und Schnelligkeit eines Pferdes ankam, um einem Feind zu entkommen. Vier Dragoner waren keine nennenswerte Streitmacht, wenn man auf eine Horde Feinde traf.

„Wir begraben ihn und machen uns auf den Rückweg. Der Major muss ja erfahren, was wir gefunden haben.“ Schmitt richtete sich auf. „Packt mal mit an. Der Bursche hat die Meldetasche noch umgehängt, aber der Gaul liegt drauf. Wir brauchen die Meldetasche und die Waffen.“

Es war eine undankbare Aufgabe und jeder von ihnen sehnte sich nach einem Bad, als sie die sterblichen Überreste des Kameraden am Rand der Straße begraben hatten. Schmitt hing sich die Meldetasche um und befahl der kleinen Gruppe, aufzusitzen. Dann trabten sie an und folgten dem Verlauf der Straße, um wieder zum Camp zurückzugelangen.

Die weitläufige Prärie war grün. Zwischen dem typischen langen Gras schimmerten die bunten Blüten von Blumen. Insekten schwirrten umher, Vögel kreisten am Himmel und in einiger Entfernung graste eine Herde Antilopen. Für die Dragoner war es eine Versuchung, sich etwas frisches Fleisch zu verschaffen, doch ein Schuss wäre ein zu hohes Risiko gewesen. Sie waren nur vier Reiter und keine wirklich kampfstarke Patrouille. Mehr hatte man nicht aufbieten können, denn sie waren nicht die einzige Gruppe, die der Major hinaus geschickt hatte.

Der Anblick ihrer Uniformen war noch immer ungewohnt. Himmelblaue Hosen in der Farbe von sächsischem Blau, dazu hüftlange dunkelblaue Jacken mit hohem Stehkragen. Die Jacke war in auffallendem Orange besetzt, denn Orange war die Farbe der Dragoner. Das Koppel bestand aus geweißtem Leder. Die ovale Schließe zeigte die Buchstaben „U.S.“. Ebenso weiß waren die Patronentasche für den Hall-Karabiner und das breite Bandelier, an dem dieser eingehängt war. Pulverhorn und Kugeltasche für die Pistolen ergänzten die Ausrüstung. Der schwere Säbel hing an seinen weißen Riemen, mit denen er am Koppel eingehängt war. Auf dem Kopf trugen die Männer hohe schwarze Tschakos mit breitem Lederschild. An der Stirnseite befand sich der achtstrahlige Stern aus Zinn, in dessen Mitte golden der amerikanische Adler schimmerte. Die Feldflasche, Provianttasche, Deckenrolle und Mantel wiederum waren am Sattel befestigt.

Friedrich Schmitt war vor zwei Jahrzehnten mit seinen Eltern und Geschwistern aus Preußen emigriert und hätte eigentlich Farmer werden sollen. Der Seminolenkrieg hatte dem ein Ende gesetzt. Seine Familie war in den Kämpfen getötet worden und Friedrich war, von Rachedurst erfüllt, in das dritte Regiment der U.S.-Infanterie eingetreten. Sein Rachedurst war in dem blutigen Ringen ebenso erloschen, wie seine Freude am Marschieren. So hatte er die Gelegenheit genutzt, sich im Jahr 1833 zu den neu aufgestellten Dragonern versetzen zu lassen. Auf dem Pferderücken zu reiten war weitaus mehr nach seinem Geschmack, auch wenn man die Tiere oft führen musste, damit sie ausgeruht und frisch für einen schnellen Ritt blieben.

Corporal Friedrich Schmitt musterte die Straße, der sie folgten. Natürlich war es keine wirkliche Straße. Vielleicht würde sie es einmal werden, doch im Augenblick war sie eher ein Pfad, den man nur beim genaueren Hinsehen erkennen konnte. An einigen Stellen hatten sich die Räder von Frachtwagen so tief in den Boden gegraben, dass deutliche Spuren zurückgeblieben waren, die auch von Regen und Wind nicht zugedeckt werden konnten.

Perkins ritt an Friedrichs Seite. Sie hatten die Pistolen längst zurückgesteckt und die Karabiner hingen an ihren Bandeliers. Der schaukelnde Trab der Pferde bewegte die Ausrüstungsteile der Dragoner und sorgte für das typische Begleitgeräusch militärischer Reiter. Das leise Klappern und Klirren schien unvermeidbar und eine größere Truppe war oft schon aus größerer Entfernung zu hören. Ein möglicher Feind brauchte einen solchen Hinweis nicht. Wenn man das Ohr an den festen Boden legte, war das Trommeln von Hufen über Kilometer hinweg zu hören.

„Meinst du, es ist etwas Wichtiges in der Meldetasche?“, fragte Perkins neugierig.

„Woher soll ich das wissen?“, knurrte Friedrich. „Ich werde jedenfalls nicht nachsehen. Die Depeschen sind an den Kommandanten adressiert und nicht an mich. Es wird das übliche Zeug sein, Perkins. Das war ja kein Sonderkurier, sondern der Meldereiter, der alle zwei Wochen vom Hauptquartier herüber kommt. Aber ich denke, es werden auch ein oder zwei Zeitungen dabei sein. Sicher ein paar Wochen oder Monate alt, aber wir hören wenigstens, was sich in der Zivilisation tut.“

Friedrich hoffte, dass man ihm eine der Zeitungen geben werde. Sobald die Offiziere und jene Sergeants, die lesen konnten, sie alle ausgiebig studiert hatten. Der deutsche Corporal gehörte zu den wenigen Dragonern, die lesen und schreiben konnten, und er genoss die Sonderrolle, die er einnahm, wenn er seinen Kameraden in der Unterkunft vorlas.

„Meinst du, wir bekommen bald Nachschub und Verstärkungen?“, hakte Perkins nach.

„Herrgott, woher soll ich das wissen?“ Schmitt stieß einen hörbaren Seufzer aus. „Ich denke schon, dass sie uns bald neue Leute schicken. Aber die müssen ja erst rekrutiert und ausgebildet werden. Das braucht seine Zeit.“

Perkins spuckte aus. „Eine ziemliche Scheiße, in der wir da stecken, meinst du nicht? Arkansas ist riesig und wir haben nur ein paar Mann.“

Schmitt konnte den Kameraden verstehen. Die Aufgaben des Regiments der U.S.-Dragoner waren vielfältig. Nach Möglichkeit den Frieden mit den Indianern bewahren und Siedler davon abhalten, die Verträge zu brechen, gegen kriegerische Indianer kämpfen und ebenso gegen Banditen, dazu Siedlertrecks und Frachtzüge eskortieren und mit ein paar Mann ein Gebiet bestreifen, dass flächenmäßig größer als Preußen war. All dies mit einem Regiment, welches arg mitgenommen war. Vor einem Jahr hatte es an der Pawnee-Expedition teilgenommen und ein volles Viertel seiner 750 Offiziere und Mannschaften eingebüßt. Nicht durch Feindeinwirkung, sondern durch das verdammte Fieber. Nun füllte man die gebeutelten Ränge der Dragoner hastig mit neuen Rekruten und aus

Fußregimentern auf. Das Hauptquartier befand sich eigentlich, eine halbe Ewigkeit entfernt, in Fort Leavenworth in Kansas. Von dort entschied man über das Schicksal des Regiments. Allerdings waren fünf Kompanien an die Grenze zum Indianergebiet beordert worden. Hier befehligte sie Major Mason von einem Camp aus, welches seinen Namen trug und vielleicht irgendwann zu einem richtigen Fort ausgebaut werden würde.

Für die Gruppe des Corporal Schmitt war es nun ein Ritt von vier Tagen, um Mason wieder zu erreichen. Es war fraglich, ob sie während dieser Zeit einer Menschenseele begegneten. Im Süden und Osten gab es eine ganze Reihe großer Siedlungen und Städte, doch der Westen war kaum besiedelt, obwohl das Land lockte. Nur wenige wagten den Versuch, Ranches oder Farmen zu gründen und wenn sie dies taten, dann wählten sie die Nähe eines Flusses, Sees oder einer nicht versiegenden Wasserquelle, denn Wasser war überlebenswichtig.

Arkansas war ein reiches Land, welches viele Einwanderer aus dem Osten für sich in Anspruch nehmen wollten, das zugleich aber von seinen Ureinwohnern verteidigt wurde. Für Corporal Schmitt und seine drei Dragoner somit eine Vielzahl guter Gründe, die Augen offen zu halten, wollten sie Camp Mason lebend erreichen.

Corporal Friedrich Schmitt schob die Meldetasche des Toten weiter auf den Rücken. Der Geruch des Todes haftete an dem Material und der deutsche Einwanderer hoffte, dass dies nicht auch für die Inhalte der Depeschen galt.

Kapitel 2 Auf Befehl

Camp Mason lag auf einem flachen Hügel inmitten einer weiten Ebene. Im Westen und Süden erhoben sich ausgedehnte Wälder. Major Mason, der Befehlshaber, wusste nicht, wie lange der Stützpunkt wohl bestehen würde. Im vergangenen Jahr hatte man das gesamte Regiment nach Fort Leavenworth ins Winterquartier zurückbefohlen. Erst im Frühjahr war es wieder ausgerückt. Für den Major war es höchst unbefriedigend, seine Dragoner für Monate von ihrem Einsatzgebiet fernzuhalten und er hoffte, ein solider Stützpunkt werde das Oberkommando dazu bewegen, seine Truppe auch während der kalten Jahreszeit an der Grenze zu belassen. Aus diesem Grund hatte er Befehl gegeben, das Camp bestmöglich auszubauen.

Ununterbrochen waren Arbeitskommandos unterwegs, um in den Wäldern Holz zu schlagen. Wie ernst es Mason mit einer dauerhaften Anlage war, bewies der Umstand, dass er jeden Stamm sorgfältig entrinden ließ, damit das Holz vor Käferbefall geschützt wurde und nicht so rasch verwitterte. Fuhrwerke pendelten und brachten das Holz ins Camp, wo es weiter zu Pfählen, Pfosten, Bohlen, Brettern und Dachschindeln verarbeitet wurde.

Ein anderes Arbeitskommando war dabei, einen tiefen Brunnenschacht auszuheben. Derzeit musste man das Wasser noch von einem nahen Fluss herbeiholen. Die hier stationierten fünf Kompanien, ihre Pferde und der dazugehörenden Tross benötigten eine Menge Wasser und es war fraglich, ob ein einzelner Brunnen den Bedarf stillen konnte. Aber es war ein Anfang und die meisten Truppen sollten ja zu Patrouillen oder Einsätzen ausrücken.

Richard B. Mason war Soldat und Reiter und nach diesen Kriterien trieb er den Aufbau voran. Zuerst war inmitten des Zeltlagers der hohe Flaggenmast für das Sternenbanner aufgerichtet worden, dann folgten die Palisaden mit dem Wehrgang. Diese waren noch in Arbeit und sobald der äußere Schutz fertiggestellt war, würden die Stallungen für die Pferde folgen. Unterkünfte der Offiziere und Mannschaften standen als Letztes auf der Arbeitsliste.

Corporal Friedrich Schmitt und seine kleine Gruppe hörten das Hornsignal zum Arbeitsdienst, noch bevor sie das Camp erblickten. Das vertraute Signal verhieß einen sicheren Schlafplatz und eine warme Mahlzeit, und sie trieben die Pferde zum schnellen Trab.

Während sie sich dem Camp näherten, ertönte rechts von ihnen das Ankunftssignal, mit dem der Hornist einer Abteilung die Ankunft am Camp ankündigte. Schmitt und die anderen blickten in die Richtung und sahen eine Kolonne Dragoner hinter dem Schutz der Bäume hervorkommen. Über der Kompanie flatterte der rot-weiße Wimpel. 104 Zentimeter lang, 68 Zentimeter hoch und hinten 38 Zentimeter tief eingeschnitten, zeigte er in der oberen roten Hälfte die Buchstaben „U.S.“ und den etwas kleineren Schriftzug „Dragoons“. In der unteren weißen Hälfte trug das Feldzeichen den roten Buchstaben „G“.

Dragoner Perkins stieß Schmitt an. „Kompanie G? Die sind doch am Missouri stationiert. Was machen die denn hier?“

„Werden wir schon noch erfahren“, antwortete Schmitt. Er berechnete die Geschwindigkeit der heranreitenden Kolonne und seiner eigenen Gruppe, und trieb seine Männer zum Galopp, damit sie das offene Tor nicht zeitgleich erreichten. Der Corporal hatte keine Lust, vor dem Tor zu warten, bis das Ankunftszeremoniell für die neue Kompanie vollzogen war.

Die Gruppe preschte zum offenen Haupttor, verfiel wieder in langsamen Trab und ritt dann gemächlich in den Innenhof des halbfertigen Palisadengevierts.

Wer nicht auf Patrouille oder einem Arbeitskommando zugeteilt war, der wurde gedrillt. Draußen, jenseits der Palisaden, in den Formationen zu Pferde, drinnen in denen zu Fuß oder im Umgang mit den Waffen. Gleich mehrere Gruppen übten sich im Umgang mit dem Säbel. Langsame Übungen der einzelnen Bewegungen, dann die ersten behutsamen Fechtübungen gegeneinander. Stets unter den wachsamen Augen und lautstarken Stimmen der Unteroffiziere. Solange man nicht den Stoß übte, sondern nur den Hieb, konnte dabei nicht allzu viel passieren, denn Säbel durften niemals geschärft werden. Ein Usus, der bis zur Abschaffung dieser Waffe beibehalten wurde.

Die Viergruppe erreichte die Gruppe der großen Wallzelte, die den Offizieren vorbehalten waren. Vor dem des Majors stand ein Ehrenposten, der Schmitts Gruppe zusah, während diese absaß. Der Corporal klopfte sich den gröbsten Staub von der Jacke. „Melde dem Major, dass wir den Meldereiter gefunden haben."

Der Dragoner wandte sich halb um, doch da trat Major Mason bereits aus seinem Zelt.

Richard B. Mason war ein hochgewachsener und schlanker Offizier mit glattrasiertem Gesicht. Er war noch dabei, seine lange Uniformjacke mit den beiden goldenen Fransenepauletten zuzuknöpfen. „Sie haben den Melder entdeckt, Corporal?"

„Ja, Sir." Schmitt grüßte vorschriftsmäßig, wartete die Erwiderung seines Kommandeurs ab und zog dann den Riemen der Meldetasche über die Schulter. „Vier Tagesritte von hier. Hat sich zu Tode gestürzt, Sir. Bestattung vorgenommen und Tasche mitgebracht."

„Gute Arbeit, Corporal. Geben Sie die Tasche meinem Adjutanten und dann gönnen Sie sich und Ihren Männern eine Rast. Ich muss unsere Verstärkungen begrüßen und lasse Sie später zum genauen Rapport rufen."

„Sir." Ein nochmaliger kurzer Ehrensalut.

Während der Major seinen Tschako aufsetzte und das Koppel umschnallte, trat hinter ihm sein Adjutant hervor und nahm Schmitt die Meldetasche ab. Brevet-Second-Lieutenant Holmes rümpfte ein wenig die Nase, als er Schmitts Gruppe zunickte und dann die Leinenklappe der Tasche öffnete.

So neugierig Schmitt und seine Männer auch sein mochten, ihnen verlangte es nun eher nach einer Erfrischung. Doch erst waren ihre Pferde an der Reihe.

„Wir sollten uns beeilen", knurrte Perkins mit einem Seitenblick auf die G-Kompanie, die jetzt erst das Tor erreichte. Wieder war ein Hornsignal zu hören, die Wache präsentierte die Säbel und der Offizier vom Dienst eilte geschäftig heran, um die Ankömmlinge zu begrüßen und sie dann dem Major zu melden. Neugierige Blicke galten der Kompanie, bis Sergeants und Corporals ihre Schutzbefohlenen erneut zu Arbeit oder Drill antrieben.

Perkins spuckte in den Staub. „Das sind fast siebzig Mann, die jetzt ebenfalls auf eine Erfrischung erpicht sind. Wenn wir uns nicht ranhalten, dann räumen die die Marketenderei vor uns aus."

Sie tränkten die Pferde, nahmen die Sättel herunter und rieben die Pferde ab. Schmitt rief einen anderen Dragoner herbei, der die Tiere auf die Außenkoppel hinaus führte, während er und seine Männer sich zum großen Zelt der Marketenderei begaben.

Die Marketenderei bot dem Soldaten nicht nur jene bescheidenen Vergnügen, die er sich von den schmalen Überbleibseln seines Soldes leisten konnte. Im Grunde war sie ein Depot, in dem es alles gab, was der Soldat benötigte, denn viele Dinge des täglichen Lebens wurden ihm nicht von der Armee gestellt, sondern mussten vom Sold gekauft werden. Da die Marketenderei zu diesen Zeiten

von der Armee betrieben wurde, war dies kein schlechtes Geschäft – für die Armee. Waren die beiden Sockenpaare vor der Zeit durchgelaufen, die der Dragoner mit der Uniform erhielt, dann musste er sich den Ersatz in der Marketenderei kaufen. Immerhin führte der zuständige Lieutenant sehr genau Buch, denn Ausrüstungsteile, die im Einsatz oder durch Feindeinwirkung verloren gingen, gingen zu Lasten der Armee.

Zu den Vergnügungen, welche der Soldat hier erwerben konnte, gehörten Tabak, Rum und Whiskey. Doch mehr als einen Schluck pro Tag gab es nicht. Es sei denn, man kannte einen der Abstinenzler, der seine Ration abtrat. Die Hoffnung, durch das Einbinden zahlreicher Abstinenzler einen Rausch zu erlangen, erfüllte sich allerdings nie. So groß ein Camp für fünf Kompanien auch zu sein schien, die Marketender bewiesen ein schier unmenschliches Gedächtnis und wussten, wer den Alkohol schätzte, und wer nicht.

Schmitt gab seinen Männern einen Rum aus. Er war preiswerter als Whiskey. Mit neun Dollar und fünfzig Cent, die er als Monatssold eines Corporal verdiente, kam er so gerade über die Runden. Er selbst trank einen Glas Wasser, welches durch Zitrone etwas Geschmack erhielt. Das Getränk wurde den Dragonern oft ausgeschenkt, denn es beugte Skorbut vor. Der Major hatte angekündigt, er werde Schmitt später zum Rapport holen lassen und der Corporal hatte nicht die Absicht, dem Offizier mit einer Alkoholfahne gegenüber zu treten.

Während seine Männer an dem einfachen Holztisch saßen, schlenderte Schmitt durch die aufgestellten Regale und kaufte schließlich eine kleine Dose mit Wagenfett. Es war preiswerter als Lederfett und würde gleich mehrere Dienste leisten. Das Lederzeug geschmeidig halten, wunde Stellen seines Pferdes schützen und, wenn man die Socken gut damit einrieb, Druckstellen an den Füßen verhindern.

Die Marketenderei begann sich mit anderen Soldaten zu füllen. Schmitt blickte zur provisorischen Kommandantur. Eben setzte ein Hornist sein Horn an und blies den Offiziersruf. Der Corporal stieß ein missmutiges Knurren aus. Offensichtlich versammelte der Major erst die Offiziere. Wahrscheinlich wollte er den Inhalt der Depeschen mit ihnen besprechen. Es würde wohl noch eine Weile dauern, bis er Schmitt zu sich beorderte.

Die anwesenden Offiziere strömten zum Zelt des Majors und es dauerte eine gute Stunde, bis sich die dortige Versammlung wieder auflöste. Inzwischen wurde es Zeit für den Abendappell. Die Arbeitskommandos rückten ein, die Soldaten überprüften ihre Uniformen und folgten dann dem Signal zum Antreten. Nachdem das Sternenbanner eingeholt worden war, kam ein Sergeant zu Schmitt und teilte ihm mit, dass der Major ihn nun erwarte.

Friedrich überprüfte nochmals die eigene Uniform und trat dann zum Zelt des Kommandeurs. Der Posten stampfte kurz mit dem Stiefel auf und von drinnen kam die Aufforderung einzutreten.

Zu Schmitts Überraschung saßen nicht nur der Major und Adjutant Holmes an dem kleinen Kartentisch, sondern auch Schmitts Kompanie-Führer Captain Dunhill und der Captain der neu eingetroffenen Kompanie.

Schmitt machte seine Meldung, wobei sich der Major vor allem für einen einzigen Umstand interessierte. „Sie sind sich sicher, Corporal, dass der Meldereiter durch einen Unfall ums Leben kam?“

„Ja, Sir. Hat sich den Hals gebrochen, als der Gaul stürzte.“

„Es gab definitiv keine Anzeichen äußerer Einwirkung?“

„Äh, nein, Sir. Keine erkennbaren Wunden, Sir. Sofern sich das beim Zustand des Toten noch feststellen ließ.“

„Verstehe. Danke, Corporal. Das wäre es. Sie können wegtreten.“

„Sir.“

Schmitt trat ab und Major Mason wartete, bis sich die Schritte des Corporals entfernt hatten. Dann lehnte er sich in seinem Klappstuhl zurück und schien einen Moment zu überlegen, bevor er das Wort an die anderen Offiziere wandte.

„Nun, Gentlemen, diese Depeschen haben uns ein paar überraschende Neuigkeiten beschert. Zunächst zu der Erfreulichen: Ab sofort sind wir offiziell das First Regiment of United States Dragoons. Was bedeutet, dass der Kongress endlich die Aufstellung des zweiten Dragoner-Regiments bewilligt hat. Die Rekrutierungen und Ausbildungen in Leavenworth laufen bereits.“

„Bravo“, sagte Captain Dunhill erfreut.

Mason sah ihn seufzend an. „Nicht unbedingt ein Grund zur Freude, Matt. Leavenworth schreit händeringend nach erfahrenen Offizieren und Unteroffizieren, um ein stützendes Korsett für das neue Regiment zu bilden.“

„Verdammt“, brummte Dunhill prompt. Er zwirbelte eine Spitze seines schneidigen Dragonerbärtchens. „Wir haben doch selbst kaum genug Leute. Das Fieber im letzten Jahr hat uns mächtig zugesetzt. Dazu die Verluste dieses Jahres. Wir sind noch längst nicht auf Sollstärke. Meine B-Kompanie hat gerade Mal siebenundfünfzig Mann, alle Offiziere eingeschlossen. Das sind vierzehn Mann, die mir fehlen, Sir.“

„Jammern nutzt uns nichts, Matt. Es geht allen Kompanien so.“ Mason wandte den Blick zu der schweigsamen Ordonanz im Hintergrund. Ein verlässlicher Dragoner, der über alles, was er hörte oder sah, strengstes Stillschweigen bewahren würde. „Joe, seien Sie so freundlich und schenken Sie den Gentlemen und mir einen Port ein.“

Mason schätzte auch harte Drinks, aber bei dem, was sie zu besprechen hatten, galt es klaren Kopf zu bewahren und so schenkte die Ordonanz einen leichten Portwein ein.

„Also, es gibt ein zweites Regiment, das aber wohl erst im kommenden Jahr einsatzbereit sein dürfte. Bis dahin liegt es an uns, die Ordnung und Sicherheit zu gewährleisten. Siedlertrecks und

Frachtzüge eskortieren, marodierende Banditen und Indianer im Zaum halten und den Frieden mit den anderen Stämmen zu gewährleisten. Dazu Streifendienst und das Kartografieren unseres Bereiches. Eine Menge Arbeit für unsere geschwächten Kompanien. B, C, D, H und I haben wir hier im Camp, A ist im Hauptquartier in Leavenworth und bildet die Männer der Zweiten aus, E und F sind am Mississippi und K in unserem alten Stützpunkt, Fort Gibson. Von dort kommt ja G zu uns, die man dankenswerterweise zu uns abgestellt hat."

Captain Walters, Befehlshaber der neu eingetroffenen G-Kompanie nickte mit einem freundlichen Lächeln. „Ist mir eine Ehre, Sir."

Dunhill hob eine Augenbraue und versuchte den anderen Captain einzuschätzen. War dieser einfach nur höflich oder versuchte er guten Wind beim Major zu machen? Aber für so etwas war Mason nicht empfänglich. Der war ein Gentleman und ein harter, aber sehr gerechter Vorgesetzter.

„Die Verstärkung durch G kommt gerade rechtzeitig", fuhr der Major fort. „Mit den Depeschen kam auch ein Befehl, der uns eine zusätzliche Aufgabe einbringt. Noch dazu eine recht, äh, heikle Aufgabe. Wie Sie wissen, Gentlemen, ist Texas in diesem Jahr unabhängig geworden. Die Texaner unter Sam Houston haben den mexikanischen Generalissimo de Santa Anna am San Jacinto Fluss geschlagen und eine Republik gegründet."

„Ja, da war doch diese Schlacht um diese alte Mission, Sir, die das Ganze ausgelöst hat."

„Alamo, Matt. Nun, jedenfalls ist Texas jetzt eine Republik und die Mexikaner sind darüber nicht sehr glücklich. Sie starten immer wieder Überfälle auf texanisches Gebiet. Sam Houston und etliche texanische Politiker wissen, wie schwierig es wird, den Mexikanern auf Dauer zu widerstehen, denn Santa Anna rüstet mächtig auf. Daher gibt es in Texas Bestrebungen, sich der Staatenunion der U.S.A. anzuschließen." Der Major vernahm das überraschte Murmeln der Offiziere und lächelte. „Und damit beginnt unser Problem, Gentlemen. Die Union ist dem Ansinnen von Texas durchaus nicht abgeneigt, aber so ein Prozedere kann sich sehr lange hinziehen und, ganz offen gesagt, ist nicht jeder Texaner für einen Anschluss an die Union. Viele meinen, sie könnten sich den Mexikanern auch weiterhin aus eigenen Kräften, zum Beispiel ihren Rangern, widersetzen. Wie dem auch sei, die Union ist gewillt, eine politische und militärische Geste zu vollziehen. Eine Geste, für die ich lieber drei Kompanien einsetzen würde, für die ich aber lediglich eine zur Verfügung habe." Er sah Dunhill ernst an. „Ihre B-Kompanie, Matt."

Der hob nun beide Augenbrauen an. „Ich weiß zwar noch nicht, um was es geht, Richard, aber ich erinnere vorsichtshalber daran, dass mir ein paar Leute fehlen."

„Das habe ich nicht vergessen, Matt. Daher wird Captain Walters so freundlich sein, ein paar von seinen Dragonern zu deiner Kompanie abzustellen."

Nun rutschte eine von Walters Augenbrauen hoch, doch dann nickte der Offiziere. „Selbstverständlich, Sir."

„Die Männer werden dankend angenommen“, brummte Dunhill. „Aber um was geht es überhaupt?“

„Gut, dass Sie fragen, Matt“, sagte Major Mason ironisch. „Sie werden mit der B-Kompanie nämlich nach Texas marschieren. Wie Sie alle schon gehört haben dürften, bildet der Rio Grande die westliche Grenze zwischen der Republik Texas und Mexiko. Eine Grenze, die von Mexiko offiziell widerstrebend akzeptiert wird, die jedoch immer wieder von den Mexikanern überschritten wird. Dabei befindet sich Santa Anna durchaus in einer Zwickmühle. Er will Texas zurück, ahnt aber sicher, dass Texas enge Verbindungen und den Anschluss an die Union wünscht. Um diesen Beitritt in die Union nicht zu beschleunigen und keinen Krieg mit uns zu provozieren, wendet er einen schmutzigen Trick an. Er schickt keine regulären Truppen über den Rio Grande, sondern Gruppen marodierender Banditen. Texas hat sechs Kompanien berittener texanischer Ranger aufgestellt, die damit aber nicht fertig werden, da die Indianer ein weiteres Problem sind.“

„Sir, entschuldigen, wenn ich nun doch eine Frage stellen muss.“ Matt Dunhill nahm einen Schluck Port, um seine Stimmbänder ein wenig zu ölen. „Wir sind eine reguläre Truppe der U.S.-Army. Texas ist hingegen eine unabhängige Republik. Da können wir doch offiziell gar nicht in Texas operieren, oder? Wenigstens nicht, ohne diesen Santa Anna erheblich zu provozieren.“

„Da haben Sie recht, Matt. Daher ist es ihre offizielle Aufgabe, eine Art Forschungsexpedition nach Texas zu führen, mit dem Ziel, das Gebiet des Rio Grande exakt zu kartieren. Sie haben keine militärischen Vollmachten, abgesehen von der Tatsache, dass Sie sich bei einem Angriff natürlich wehren dürfen.“

„Na, schönen Dank auch, Sir.“

Mason lachte. „Keine Sorge, Matt, Sie werden nicht auf sich alleine gestellt sein. Offiziell werden Sie von einer Kompanie der Texas Rangers begleitet werden.“ Er sah den Zweifel im Gesicht der anderen. „Ich weiß, im Allgemeinen taugen die Kerle nicht viel, aber es gibt auch gute Leute unter ihnen. Denken Sie daran, dass unser Regimentskommandeur, Colonel Dodge, ursprünglich auch bei den Rangern war.“

„Jetzt bin ich erst so richtig gespannt, um was es überhaupt geht.“ Dunhill lächelte halbherzig. „Wenn wir derartige Unterstützung bekommen, muss es ja wirklich wichtig sein.“

„Das ist es in der Tat, Matt. Das Gebiet entlang des Rio Grande ist der unruhigste Teil von ganz Texas. Die gesamte westliche Grenze verläuft ja entlang dieses Flusses. Mexikanische Banden kommen immer wieder über den Rio Grande. Sie überfallen Siedlungen, Ranches, Farmen und die Forts der Handelsgesellschaften. Immer wieder kommt es zu Scharmützeln mit den Rangern. Nun spekulieren die Politiker in Houston und Washington darauf, dass die Präsenz einer regulären amerikanischen Truppe die Mexikaner abschreckt.“

Die Begeisterung von Dunhill und Walters hielt sich in überschaubaren Grenzen. „Selbst mit der Verstärkung durch eine Hundertschaft der Ranger kann eine einzelne Kompanie keine Grenze sichern, die hunderte von Meilen lang ist“, stellte Dunhill fest. „Ich denke eher, dass Washington uns den Wölfen zum Fraß vorwerfen will und auf einen Vorwand wartet, gegen Mexiko vorzugehen.“

Masons Gesichtsaudruck wurde undurchdringlich. „Was auch immer dahinter stecken mag, Matt… Wir sind Soldaten und keine Politiker. Wir haben unsere Befehle und die werden wir auch ausführen.“

„Und wo genau, Sir?“

Vor dem Zelt war ein Hüsteln zu vernehmen. Mason blickte auf. „Ah, genau im rechten Augenblick. Kommen Sie herein, Gentlemen.“

Dunhill kannte die beiden Eintretenden, doch Walters war ihnen noch nicht begegnet. Mason übernahm die Vorstellung. „Dies sind Mister Rivers und Senor Santiago, Captain. Die beiden besten Scouts, die man sich nur wünschen kann. Mister Rivers war viele Jahre Pelztierjäger, bevor er sich uns anschloss und Senor Santiago kämpfte mit General Houston bei San Jacinto gegen Santa Annas Truppen. Ich brauche sicher nicht zu betonen, dass beide Männer in höchstem Maße vertrauenswürdig und zuverlässig sind.“

Rivers war ein hochgewachsener Texaner mit dichtem Bartwuchs. Er trug Lederkleidung, Mokassins und eine Pelzkappe, die er nun höflich abnahm. Der grauhaarige Santiago war hingegen ein eher kleiner Mexikaner, der einen typischen spanischen Anzug mit kurzer Jacke, eine braune Schärpe um die Hüften und einen breitkrempigen Sombrero aus bestem Wollstoff trug. Der Scout verzichtete allerdings auf jenen blinkenden Zierrat, der bei seinem Volk ansonsten so beliebt war. Auch er nahm die Kopfbedeckung ab, hielt sie in beiden Händen und deutete eine Verbeugung an. „Senores.“

„Nehmen Sie Platz, Gentlemen.“ Major Mason ließ sich von der Ordonanz eine zusammengerollte Karte reichen und breitete sie auf dem Tisch aus. Sie war aus altem Pergament und die Männer mussten ihre Kanten beschweren, damit sie sich nicht wieder aufrollte.

Dunhill und Walters betrachteten die Karte mit besonderem Interesse, da sie ihnen neu war. Sie war sorgfältig gezeichnet und mit Farben versehen worden. Alte, ausgeblichene Markierungen und neue bewiesen, dass die Karte schon mehrfach ergänzt und verbessert worden war. Sie zeigten die Republik Texas, doch Dunhill fiel sofort auf, dass die Proportionen nicht sehr genau waren. „Spanische Karte?“

„In der Tat, Matt. Das Allerbeste, was spanische Phantasie aufbieten kann.“ Mason lachte und schlug spielerisch auf das Pergament. „Unglücklicherweise ist Texas noch immer nicht sorgfältig kartiert worden und wir müssen mit dem Vorlieb nehmen, was uns verfügbar ist. Nun, Ihre Expedi-

tion soll das ja endlich ändern. Wenigstens konnten wir diese Karte nach den Informationen von Mister Rivers und Senor Santiago deutlich verbessern.“

Die beiden Scouts nickten unisono und lächelten. Jeder Offizier und jeder Scout war angehalten, dass Gebiet, welches er bestreifte, nach besten Möglichkeiten zu vermessen und zu kartieren. Dies trug entscheidend dazu bei, die weißen Flecken auf der nordamerikanischen Karte allmählich verschwinden zu lassen und die bislang eher phantasievollen Gestaltungen durch realistische Angaben zu ersetzen.

„Der Major hatte schon so eine Ahnung, dass man uns früher oder später nach Texas schicken würde“, erklärte Rivers in seinem breiten texanischen Slang. „In den letzten Monaten waren Juan und ich öfters in der Gegend am Rio Grande, um uns dort umzusehen. War gelegentlich recht haarig, Gentlemen. Aber wir konnten eine Menge Informationen zusammentragen. Auch durch Händler und Jäger, denen wir begegnet sind. Wir haben eine Stelle gefunden, die wir Ihnen empfehlen würden, Major. Genau hier, am Zufluss des Rio Conchos in den Rio Grande.“

Die Offiziere beugten sich vor. „Da mündet noch ein anderer Fluss in den Grande.“

„Der Rio Pecos“, erklärte Santiago lächelnd. „Ein Stück unterhalb der Einmündung des Rio Conchos macht der Rio Grande eine Biegung und etliche Meilen weiter mündet dann der Rio Pecos in ihn. Der Pecos fließt fast parallel zum Grande.“ Der Scout zählte sich zu den Texanern und nicht zu den Mexikanern. Viele seiner Landsleute hatten für die Republik gekämpft.

„Eine günstige Stelle“, fand Dunhill. „Allerdings im Gebiet der Lipan-Apachen und dicht dabei sind die Mescaleros.“

Rivers grinste. „Die werden ihnen kaum Probleme machen. Derzeit sind die Comanchen in dem Gebiet aktiv und die Apachen fürchten die Comanchen, wie der Teufel das Weihwasser.“

„Nun, wir werden sehen“, meinte Mason. „Dunhill, Sie sollten auf jeden Fall ein paar Tauschwaren mitführen, um die Comanchen zu besänftigen, denen Sie begegnen. Vielleicht können Sie sogar ein paar Comanchen-Späher anwerben.“

Rivers stieß ein zweifelndes Grunzen aus. „Die Launen von Indianern sind schwer einzuschätzen, Sir. Ich würde davon abraten. Verhandeln und Frieden halten, ja, aber die Burschen sollten uns nicht zu tief in die Karten schauen.“

„Wir werden sehen“, wiederholte Dunhill, der sich alle Optionen offen halten wollte.

„Jedenfalls sollten wir Auseinandersetzungen mit den Comanchen meiden“, setzte Rivers nach. „Die Apachen kämpfen zu Fuß, aber die Comanchen sind ein Reitervolk und sie sind verdammt gut. Wesentlich besser als Ihre Dragoner, Major, nichts für ungut. Ihre Leute haben drei Schüsse, ein Comanche seine Lanze und dreißig bis vierzig Pfeile im Köcher. Was meinen Sie, warum die texanischen Ranger so gerne Reißaus nehmen, wenn sie einer Horde Comanchen begegnen?“

„Ich werde das bedenken, Sam“, versicherte Dunhill. „Zudem bin ich nicht so borniert, Ihren Rat zu ignorieren.“ Er sah Mason wieder an. „Was werden meine genauen Befehle sein?“

„Das dortige Gebiet bestreifen und möglichst genau kartieren. Sie wissen, wie wichtig exaktes Kartenmaterial ist, Matt.“

Jeder Offizier wusste, wie wichtig Karten für militärische Operationen waren. Captain Dunhill hatte eine unheilvolle Ahnung bei der Vorstellung, warum die Staatenunion plötzlich Wert auf exakte Karten des Grenzgebietes legte.

Major Masons Finger glitten über die Karte. „Sie werden sich mit der Kompanie der Texas Rangers treffen. Wahrscheinlich hier, im Gebiet der Sierras. „Sie werden mit dem Captain der Ranger kooperieren, Matt. Sie haben keine Befugnisse gegenüber den Rangern. Offiziell ist es eine Forschungsexpedition und Sie und Ihre Männer sind, äh, durchreisende Gäste. Inoffiziell werden Sie die Ranger nach Kräften unterstützen. Was bedeutet, Sie werden, während Sie die erforderlichen Karten erstellen, Durchreisende schützen und solche, die siedeln wollen, daran hindern. Das ist übrigens der ausdrückliche Wunsch der texanischen Regierung. Da man einen erneuten Konflikt mit Mexiko befürchtet, will man nicht auch noch gleichzeitig gegen die Indianer kämpfen müssen. Sie werden im Bereich der Einmündung des Rio Conchos ein Lager errichten. Eine gute Basis, um den Rio Grande in beide Richtungen zu erkunden und festzustellen, wo sich die einzelnen Furten befinden. Mister Rivers sagt, dass Sie sich dabei hauptsächlich im Gebiet der Comanchen befinden werden. Wenn ich richtig informiert bin, haben die Comanchen nichts gegen Durchreisende. Richtig, Rivers?“

„Völlig korrekt, Sir. Wobei die roten Burschen manchmal sehr übellaunig werden, wenn man ihnen keinen Wegezoll entrichtet. Mehl, Zucker, Salz, Tabak. Besonders beliebt sind Pulver, Blei und Waffen.“

„Danke, Mister Rivers. Ich glaube, die Texaner würden es uns nicht danken, wenn wir die Indianer mit Waffen beschenken“, brummte Mason. „Im Übrigen, Matt, sollen Sie natürlich gegen Banditen vorgehen und Grenzverletzungen durch die mexikanischen Truppen unterbinden. Sofern die texanischen Ranger Sie um Ihre Unterstützung bitten.“

Matt Dunhill grinste. „Kein Problem. Geben Sie mir noch drei Regimenter Infanterie und ein oder zwei Batterien Artillerie und ich werde alles bestens erledigen.”

„Sie sollen keinen Krieg mit Santa Anna provozieren“, hielt der Major lächelnd dagegen. „Auch wenn ich denke, dass es früher oder später dazu kommen wird, möchte ich nicht unbedingt jener Stein sein, der die Sache ins Rollen bringt.“

Matt Dunhill erwiderte nichts. Die Situation mit Mexiko war schwierig genug und der Major stellte ihn vor eine schier unlösbare Aufgabe. Nun ja, es war ja eigentlich nicht der Major. Aber

Sam Houston und der Kongress der Vereinigten Staaten hielten ihren Kopf ja am Rio Grande nicht in die Schusslinie.

„Haben die Herren Politiker eine Vorstellung, wie lange ich in dem dortigen Gebiet mit unserer Fahne wedeln soll?“

„Hm, nein, haben sie nicht“, gestand Mason. „Colonel Dodge geht von einem halben Jahr aus. Wenn es aber zu einem Beitritt von Texas in die Union kommt, dann wird die Army sicher ein paar feste Garnisonen am Rio Grande einrichten. Ihr dortiges Lager könnte dann eine der ersten sein, wenn sich Ihre Kompanie dort bewährt.“

Wenn sich Ihre Kompanie dort bewährt… Captain Matt Dunhill verzichtete erneut auf eine Erwiderung. Nicht weil er feige war, sondern weil der Major auch nichts an den Befehlen ändern konnte. „Ich werde eine Menge Vorräte mitnehmen müssen. Proviant, Pulver und Blei sowie Zelte und dergleichen.“

„Und Wasser, Captain“, warf Santiago ein. Er fuhr mit dem Finger über die Karte. „Wahrhaftig, Capitan, wir werden an vielen Flüssen und Quellen vorbeikommen, aber es gibt auch Streckenabschnitte, bei denen wir auf das Wasser angewiesen sind, dass wir mitführen. Und die Männer und Tiere werden bei der Hitze eine Menge Wasser benötigen.“

„Ist ein verdammt weiter und beschwerlicher Weg.“ Rivers wippte leicht auf den Fersen. Schätzungsweise siebenhundert Meilen, hier vom Arkansas River zum Rio Grande. Wir werden recht langsam vorankommen. Ich schätze, wir werden sechs oder sogar sieben Wochen für die Strecke benötigen, und das auch nur, weil wir die Wege kennen und bestehende Trails nutzen können.“

„Sie nehmen zehn der schweren Frachtwagen mit, Matt. Den Rest verstauen Sie auf Packtieren. Fahrer und Treiber werden bei Ihrer Truppe verbleiben und erst mit Ihrer Kompanie ins Camp zurückkehren“, entschied der Major.

Dunhill verlangsamte seinen Marsch nur ungern durch die schwerfälligen Fahrzeuge, doch in diesem Fall gab es keine andere Möglichkeit. Zudem ließen sich die Wagen durchaus als wirksame Barrikade verwenden und der Captain ahnte, dass seine Truppe jeden Vorteil werde nutzen müssen, wenn sie den Rio Grande erreichen und, vor allem, wieder lebend zurückkehren sollte.

Kapitel 3 El Perdido

Presido del Norte lag rund zwanzig Meilen westlich der Einmündung des Rio Conchos in den Rio Grande. Ursprünglich war es ein indianisches Pueblo gewesen. Nicht alle Pueblo-Stämme errichteten ihre Bauten in den Felswänden versteckter Täler. Als das Presido erbaut wurde, lebten dessen Ackerbau treibenden Bewohner in Frieden und nutzten die fruchtbare Ebene am Fluss. Dann kamen

die spanischen Eroberer. Die Conquistadores hatten es auf ihrer Suche nach den sieben goldenen Städten sehr eilig und so überlebten einige der Puebloindianer des Presido. Allerdings nicht sehr lange, denn nach den spanischen Invasoren kamen indianische Invasoren. Die Apachen, ursprünglich aus dem hohen Norden Alaskas stammend, erhielten ihren Namen von dem Pueblo-Wort „Apachu“, was nichts anderes als „Feind“ bedeutete. In ihrer Mordlust waren die Apachen weit gründlicher, als ihre spanischen Vorgänger. Rund zweihundert Jahre später würde man sie als die Opfer weißer Expansion darstellen und sich viel Mühe geben, ihre mörderische Rolle zu bagatellisieren. Die Pueblo-Indianer würde das nicht mehr berühren, da ihre kläglichen Reste dann längst von den Apachen ausgerottet waren.

Das Presidio del Norte war von den Chiricahua-Apachen heimgesucht worden. Zu jenem Zeitpunkt gehörte Texas noch zu Mexiko und Mexiko war um Frieden mit den kriegerischen Stämmen bemüht. Man schloss einen Friedensvertrag mit den Apachen und garantierte ihnen die Lieferung von Waren und Lebensmitteln. Als Texas zur Republik geworden war und sich die Grenze verschob, wurde der nahe Rio Grande zum Grenzfluss. Mexikos Staatsgebiet war durch den Abfall von Texas geschrumpft, die Armee hatte Verluste erlitten und der Kampf hatte ein großes Loch in den Staatshaushalt gerissen. Darunter litten die Lieferungen an die Apachen, die sich daraufhin auch ihrerseits nicht an die Verträge gebunden sahen. Es gab ein paar kleinere Gemetzel an mexikanischen Zivilisten, und Scharmützel mit der mexikanischen Armee, dann zogen sich die Indianer in die Berge zurück. Keineswegs weil sie geschlagen waren, sondern vielmehr, weil Presidio del Norte nun von noch größerer Bedeutung für Mexiko war. Der General und Staatspräsident Santa Anna war längst nicht gewillt, seine alte Provinz endgültig aufzugeben und verlegte eine starke Garnison nach Presidio. Santa Anna ahnte, dass die Staatenunion der Yankees nur darauf lauerte, einen Vorwand zu finden, um Texas zu unterstützen. Sobald mexikanische Truppen in die Republik der Aufrührer einrückten, konnte es gut sein, dass sich die U.S.A. auf die Seite der Texaner stellte. Dennoch war der Generalissimo nicht bereit, endgültig auf Texas zu verzichten. Während die mexikanischen Truppen verstärkt und auf einen Krieg vorbereitet wurden, wollte Santa Anna verhindern, dass die Texaner zur Ruhe kamen und ihre Grenze durch Forts sicherten. Das beste Mittel hierfür waren Überfälle, tief auf das texanische Gebiet, und die Aufwiegelung der verschiedenen indianischen Stämme. Letzteres war jedoch schwierig, da die Indianer mit Weißen und Mexikanern gleichermaßen schlechte Erfahrungen gesammelt hatten.

Santa Anna suchte nach einer Lösung und fand sie in El Perdido.

Eigentlich war El Perdido ein brutaler Bandit und die Geißel der kleinen mexikanischen Dörfer, doch er war nach Santa Annas Meinung der richtige Mann, einen tiefen Stachel in das texanische Fleisch zu rammen. Eine Amnestie des Banditen sowie dessen inoffizielle Ernennung zum Colonel-

lo, machten aus der starken Bande von El Perdido eine kleine Armee von Patrioten, die ihr Hauptquartier in Presidio del Norte aufschlug.

Inzwischen war aus dem Ort ein kleines Dorf geworden. Zwar überwog die Anzahl der Hühner noch die der eigentlichen Dorfbewohner, aber die hier lebenden Menschen erwirtschafteten einigen Überschuss. Die Ebene war fruchtbar und die Rinderzucht lohnend, da die Anwesenheit von El Perdido die Apachen davon abhielt, sich ein paar saftige Steaks zu besorgen.

El Perdido hatte über zweihundert Männer um sich versammelt und er sah sich tatsächlich als strahlenden Patrioten, denn er und seine Truppe mordeten, vergewaltigten und plünderten ausschließlich jenseits des Rio Grande. Er machte keinen Unterschied zwischen den weißen Texanern und jenen, die mexikanischer Abstammung waren.

Die Bewohner der nordamerikanischen Staatenunion waren „Norte Americanos“ oder „Yanquis“, die von Texas „Tejanos“. Die verächtliche Bezeichnung „Gringo“ würde erst in über zehn Jahren erstmals Einzug in den Sprachgebrauch halten.

El Perdido konnte unbesorgt mit seiner ganzen Horde über den Rio Grande ziehen, denn während seiner Abwesenheit blieb Presidio geschützt. Dort waren inzwischen zweihundert Lanzenreiter der Armee, eine Kompanie Infanterie und sogar eine Kanone stationiert. Die wachsende Truppe wurde durch Wagenzüge aus Chihuahua versorgt, die zugleich wichtigen Nachschub für El Perdido lieferten: Pulver, Blei, Gussformen und Waffen.

Vor zwei Tagen war ein solcher Wagenzug eingetroffen und El Perdidos Männer seitdem dabei, ihre Ausrüstung für einen langen Ritt über die Grenze zu vervollständigen. Die Vorbereitungen waren nun abgeschlossen und El Perdido ritt zum Zeltlager der Armee hinüber, um mit dem dortigen Befehlshaber, Capitan Ruiz de Lopez, zu sprechen. El Perdido bedauerte immer wieder, dass man ihm den Rang eines Colonello nur inoffiziell zustand. Er besaß keine Befehlsgewalt über den Capitan. In seinen Augen war de Lopez ein hochnäsiger Bastard, der keine Ahnung vom Kampf hatte, da der adlige Offizier den von El Perdido bevorzugten Hinterhalt als unsoldatisch erachtete.

Das Militärlager bot einen prachtvollen geordneten Anblick. Überall waren die schmucken Uniformen der mexikanischen Armee zu sehen. Während Infanteristen und Artilleristen hohe Tschakos trugen, bestand die Kopfbedeckung der Lanzenreiter aus flachen steifen Hüten, mit relativ schmaler Krempe. Breite grüne Bänder an den Hüten sowie der grüne Besatz der grauen Hosen und kurzen grauen Jacken, wiesen auf die Regimentszugehörigkeit hin. Reiter übten mit den drei Meter langen Lanzen, die kurz hinter der nadelscharfen langen Spitze mit einem Wimpel geschmückt waren.

El Perdido hielt nichts von Lanzen. Sicher, sie waren furchteinflößend, doch war man an ihrer Spitze vorbei, war der Reiter leichte Beute. Außerdem bevorzugte der Banditenführer Waffen, die auf Distanz wirkten.

El Perdido war eine durchaus gepflegte und respektheischende Gestalt. Hochgewachsen, mit einem fein geschnittenen Gesicht, welches nicht ahnen ließ, zu welchen Grausamkeiten sein Besitzer fähig war. Er trug einen sauber gestutzten Vollbart, einen reich bestickten grünen Anzug mit Weste und grellroter Schärpe sowie einen breiten cremefarbenen Sombrero, dessen Rand mit Gold bestickt war.

Die beiden Infanteristen, welche vor dem Zelt des Capitan Wache hielten, salutierten und einer rief ins Innere, dass El Perdido eingetroffen sei. Augenblicke später trat Capitan de Lopez ins Freie. Er blinzelte gegen das grelle Sonnenlicht und rückte seinen Hut zurecht.

„Ich vermute, Ihre Truppe ist nun bereit, Senor?“ Der Capitan zögerte ein wenig, bevor er den Begriff der „Truppe“ verwendete und zeigte seinem Gegenüber damit an, was er von dessen Männern hielt.

„Ich werde jetzt nach Texas abrücken“, antwortete El Perdido. Er blieb auf seinem Pferd sitzen und sah auf den Capitan hinunter. Seinerseits eine deutliche Geste, dass er den Offizier kaum respektierte. „Meine Truppe wird drei bis vier Wochen unterwegs sein. Meine Späher haben mir berichtet, dass es ein paar lohnende Ziele gibt.“

„Ich verstehe.“ De Lopez mochte den Banditenführer nicht, aber er erkannte dessen Nützlichkeit durchaus an. Die Banditen fügten den Texanern Verluste zu, stifteten Unfrieden jenseits des Rio Grande, und hatte gute Kontakte zu einigen Apachen, die sie mit nützlichen Informationen versorgten. „Dann werde ich Sie in drei bis vier Wochen zurückerwarten.“

Sie nickten sich zu, dann zog El Perdido seinen starken Hengst herum und trabte dorthin, wo sich seine Männer bereits versammelten.

Die zweihundert Reiter boten ein malerisches Bild. Manche trugen Teile von Uniformen, zivile Anzüge oder die Kleidung von Vaqueros, wieder andere die einfache Tracht der Peones, mit weißen Leinenhosen und weißem Hemd. Sie alle besaßen Ponchos und breite Sombreros. Einige Reiter waren barfüßig, doch die meisten besaßen gute Stiefel, die nicht immer ehrlich erworben waren. So bunt wie die Kleidung, war auch die Zusammenstellung der Waffen. Nahezu jeder besaß eine Machete und mindestens eine Schusswaffe. Nicht selten waren es zwei oder drei einschüssige Pistolen und dazu ein Gewehr. Glattläufige Musketen und gezogene Jagdflinten, es gab sogar ein paar Plunderbüchsen, aus deren Trichtermündungen man Metallteile und auch kleine Steine verschießen konnte.

El Perdido sah seinen Stellvertreter herangaloppieren. Der „Teniente“ Juan war ein Bulle von Mann und ein Garant für die Disziplin der Männer. Niemand legte sich mit Juan an und wer es doch riskierte, lernte auf eine sehr harte Tour, den Befehlen von El Perdido ohne Widerspruch zu folgen.

„Die Männer sind begierig darauf, dass es endlich losgeht“, meldete Juan grinsend. „Ich habe durchblicken lassen, dass uns diesmal besonders reiche Beute winkt.“

„Ein wenig Motivation kann niemals schaden“, meinte El Perdido. „Und Vorsicht ebenso wenig. Schädelschläger wartet jenseits des Rio auf uns. Angeblich hat er wertvolle Nachrichten für uns, aber du weiß ja, was man von Apachen zu halten hat.“

„Ich habe dafür gesorgt, dass wir ein paar Dinge dabei haben, die den Bastard bei Laune halten werden“, versicherte Juan.

Minuten später brach die Reiterschar auf. Die Männer waren gut gelaunt und sangen lauthals, während sie Presidio del Norte hinter sich ließen. Die Dorfbewohner sahen ihnen nach und waren größtenteils froh, dass die Reiter ihnen nun den Rücken zuwandten. Das galt vor allem für die männlichen Dorfbewohner, die kaum in der Lage waren, über Tugend oder Untugend ihrer Frauen zu wachen.

Der „Colonello“ legte keinen Wert auf eine militärische Formation. Seine Männer ritten in mehreren größeren und kleineren Gruppen, deren Mitglieder untereinander wechselten, wenn sie das Bedürfnis hatten, ein Schwätzchen zu halten. Es störte ihren Anführer nicht, solange die Wachen an den Seiten seiner Truppe aufmerksam waren. El Perdido brauchte keine Männer, die eine saubere Marschkolonne einhielten… Er benötigte Männer, die ihm gehorchten, die reiten und, vor allem, töten konnten.

Die Horde folgte dem Rio Conchos und je näher sie seiner Einmündung in den Rio Grande kam, desto mächtiger schienen die Berge vor ihnen aufzuragen. Vor ihnen und links die langgezogene Bergkette der Guadalupes und rechts die der östlichen Sierra Madre. Die Berge waren keineswegs so undurchdringlich, wie sie auf die Entfernung wirkten. Es gab eine Vielzahl von Schleichpfaden sowie eine Reihe von Pässen und Schluchten, die auch von schweren Frachtwagen genutzt werden konnten. Es gab karge Täler und solche, die eine unerwartete Vielfalt von Leben bargen. Auch entlang des Rio Grande gab es fruchtbaren Boden, auf dem keineswegs nur Kakteenfelder gediehen.

Die Truppe von El Perdido ritt gemächlich zur Einmündung des Rio Conchos. Ein kleines Stück weiter nördlich lag eine Furt, die man bequem nutzen konnte und die auch für schwere Wagen passierbar war. Bis hierher hatte der Mexikaner auf Vorsichtsmaßnahmen verzichtet. Die Indianer in dieser Gegend waren ihm wohlgesonnen, denn El Perdido hielt sie durch großzügige Geschenke gewogen. Geschenke, die sich auszahlten, denn die Indianer streiften überall umher und verrieten den Mexikanern, wo sich Weiße sehen ließen.

Nach dem durchfurten des Rio Grande wurde El Perdido jedoch vorsichtig. Er teilte Vorhut, Nachhut und dort, wo das Gelände weit genug war, auch Flankenschutz ein. In diesem Bereich streiften die Krieger der Apachen und der Comanchen umher und beide Völker waren seit jeher Feinde. So gefürchtet die Apachen selbst auch sein mochten, vor den Comanchen hatten sie großen Respekt. Während die Apachen überwiegend zu Fuß kämpften, waren ihre Gegner überragende Rei-

ter und hatten die Apachen immer weiter in die Berge zurück gedrängt. El Perdido machte sich diese Gegnerschaft zunutze und versorgte die Apachen immer wieder mit Nachschub an Waffen.

Nun hoffte er darauf, einen der Unterhäuptlinge der Mescaleros zu treffen. Schädelschläger hatte seinen Namen nach einem Kampf erhalten, bei dem es ihm gelungen war, zwei Comanchen mit seiner Schädelkeule zu töten. Das hatte ihm seinen Namen, Ruhm und die Gefolgschaft einer Handvoll anderer Krieger eingebracht.

Grenzpatrouillen brauchten sie nicht zu fürchten. Die beiden Forts der Texaner lagen weit im Süden oder Norden. Sie überließen es gelegentlichen Patrouillen der texanischen Ranger, den Mittelteil des Flusses zu bestreifen. Da Comanchen und Apachen wieder sehr aktiv waren, ließen sich die Texaner hier wohlweislich kaum blicken. Dennoch bestand die Gefahr der Entdeckung. Nicht nur durch Indianer, sondern auch durch die wenigen Weißen, die den Mut besaßen, sich hier herumzutreiben. Pelztiere, Wildpferde und Büffel stellten für Fänger und Jäger eine große Verlockung dar. Knapp vierzig Meilen südlich, dort wo der Rio eine große Biegung machte, gab es sogar einen befestigten Handelsposten der Amerikanischen Pelzhandelsgesellschaft.

Teniente Juan kam an El Perdidos Seite geritten. „Was meinst du, Jefe, ob wir uns die Pelzjäger diesmal vorknöpfen können?“

El Perdido schätzte die Bezeichnung „Jefe“ nicht. Er war nicht der Boss einer wilden Horde, sondern der Colonello einer tapferen Patrioten-Truppe. Er ließ es Juan diesmal durchgehen, denn er dachte ebenfalls an den Handelsposten. „Eine lohnende Beute, ja. Aber dort treiben sich meist dreißig oder sogar vierzig der verdammten Jäger herum. Du weißt, diese Kerle schießen mit ihren weit tragenden Gewehren wie die Teufel.“ Er spuckte aus. „Und der verdammte Handelsposten ist gut befestigt. Die Tejanos würden viele unserer Hombres aus den Sätteln schießen. Ja, wenn ein guter Teil dieser Bastardos auf einem Jagdzug ist, dann lohnt sich das Risiko, mein Freund. Aber um das zu wissen, müssten wir den Posten über viele Wochen beobachten.“

„Wir sollten unseren Freund Schädelschläger fragen. Er weiß sicher etwas, denn seine Krieger treiben sich dort in der Gegend herum.“

„Er würde gerne die Schädel der Weißen einschlagen, aber auch er fürchtet ihre Gewehre. Sie haben schreckliche Gewehre, die über zweihundert oder sogar dreihundert Meter treffen können. Gute Gewehre mit gezogenen Läufen, mein Freund. Wir haben nur zwei oder drei solcher Waffen, die meisten taugen für kaum mehr als hundert Meter. Rechne dir aus, wie da unsere Chancen wären. Nein, die Jäger überwältigen wir nur aus dem Hinterhalt und wenn wir blitzschnell zuschlagen.“

„Verdammt.“ Juan nahm ein paar Schlucke aus seiner Feldflasche. „Und wohin reiten wir dann?“

„Falls unser indianischer Freund nichts Lohnendes weiß, dann reiten wir nach Südosten. Inzwischen trauen sich die ersten Siedler der Tejanos bis in die Sierra Madre hinein. Wir werden schon etwas finden.“

Der Fluss lag jetzt hinter ihnen. Sie bewegten sich auf einer hügeligen Ebene, rechts und links die aufragenden Berge neben sich. Einer der Flankenreiter schwenkte seinen Sombrero auf eine ganz bestimmte Weise und stieß dazu einen gellenden Pfiff aus.

„Endlich“, knurrte El Perdido. „Ich dachte schon, dieser verfluchte Apache taucht überhaupt nicht mehr auf.“

Die beiden Männer ritten zu dem Hügel, auf dem der Flankenreiter wartete, gefolgt von einer Schar Männer, die ihre Waffen bereithielten.

Ein Stück unterhalb des Hügels stand ein einzelner Apache. Bis auf seinen Lendenschurz und die typischen Apachen-Mokassins mit den nach oben gebogenen Spitzen, war er nackt. In einer seiner Hände hielt er einen beeindruckenden Schädelbrecher. Ein langer hölzerner Schaft, an dem ein schwerer Stein befestigt war. Schwer genug, um sogar den massiven Brustpanzer eines spanischen Conquistadore zu zertrümmern. Er trug ein schmuckloses Stirnband. Um den Hals hing ein Lederriemen mit einem kleinen Beutel und einer spanischen Dublone. Vorne im Gurt des Lendenschurzes steckten ein Messer und eine Steinschloßpistole. Die Haut besaß einen dunklen kupferbraunen Teint. Das Alter des Mannes war schwer einzuschätzen.

„Er ist alleine“, meldete der Flankenreiter.

„Idiot“, knurrte Juan. „Die anderen siehst du nur nicht.“

El Perdido und sein Stellvertreter wussten, dass sich mindestens ein Dutzend Apachen vor ihren Blicken verbarg. Wahrscheinlich in unmittelbarer Nähe, dennoch war nichts von ihnen zu entdecken, so aufmerksam sich die Mexikaner auch umsahen. Sie mussten neidlos anerkennen, wie perfekt sich die Indianer ihrer Umgebung anpassten.

„Hallo, Schädelschläger, mein Freund, mein Bruder.“ El Perdido breitete theatralisch die Arme aus und lächelte breit. „Es tut gut, dich zu sehen.“ Er senkte die Stimme. „Unser Freund sieht recht übellaunig aus.“

„Unser Freund sieht immer übellaunig aus“, raunte Juan ebenso leise. „Soll ich die Geschenke holen?“

„Ja, wenn der Bastard sieht, was wir für ihn haben, wird er sicher zugänglicher.“ Erneut hob El Perdido seine Stimme. „Ich habe Geschenke für meinen guten Freund Schädelschläger mitgebracht. Sie werden dein Herz erfreuen. Vorwärts, Juan, lass unserem Freund die Geschenke bringen.“

Juan machte ein paar Gesten in Richtung der Haupttruppe und zwei Männer trieben zwei Packtiere heran.

„Was für Geschenke?“ Die Stimme des Apachen klang abweisend, aber El Perdido war klar, dass dies zur Verhandlungstaktik des Unterhäuptlings gehörte. Dieser würde so tun, als seien die Waren nichts wert, um so noch mehr herauszuschlagen. El Perdido wusste, wie er seinen Verhandlungspartner anpacken musste.

„Geschenke, die eines großen Kriegers würdig sind“, versicherte der Banditen-Führer.

Die Packtiere waren heran und El Perdido gab einem der Männer einen herrischen Wink, der daraufhin hastig eine der Lasten öffnete und ein Gewehr herausnahm. Es war ein ausgezeichnetes Kentucky-Gewehr und der Mexikaner hätte es selber gerne behalten, doch die Informationen des Apachen waren noch weit wertvoller.

Schädelschläger trat näher und obwohl er sich um ein ausdrucksloses Gesicht bemühte, war die Gier in seinen Augen nicht zu übersehen. Er nahm die Waffe entgegen und untersuchte sie sorgfältig. Dann hob er sie mit einer Hand über den Kopf und stieß einen halblauten Schrei aus.

El Perdido und seine Begleiter zuckten zusammen, als unmittelbar vor ihnen drei Dutzend Krieger aus dem Boden zu wachsen schienen. Hände griffen erschrocken zu den Waffen, Pferde scheuten und der Colonello machte hastig beschwichtigende Zeichen zu seinen Männern.

„Nur ein Gewehr für viele Worte?“, fragte Schädelschläger.

El Perdido grinste erfreut. Viele Worte bedeuteten, dass der Apache viel zu erzählen hatte. Da ein Krieger wie Schädelschläger nicht viele Worte verschwendete, durfte der „Colonello“ davon ausgehen, dass sein Gesprächspartner ein paar wichtige Beobachtungen gemacht hatte. „Ich habe noch zwei andere Gewehre für meinen Freund. Nicht so gut, wie dieses hier, aber du weißt selbst, wie schwer es ist, eine so gute Waffe zu bekommen. Aber ich habe noch Stangenblei, Gussformen für das Kugelgießen und Pulver dabei. Auch ein paar schöne Wolldecken für eure Weiber und andere feine Sachen. Du wirst zufrieden sein, mein Freund, sehr zufrieden.“

El Perdido wusste, mit was man Apachenherzen erfreuen konnte und die Geschenke waren eine gute Investition. Es gab keine besseren Kundschafter, als die Apachen. Von den Comanchen vielleicht abgesehen, doch El Perdido war klug genug, es mit diesen gar nicht erst zu versuchen. Er war zudem klug genug, keinen Schnaps mitzuführen. Zum Einen duldete er es nicht, wenn sich seine eigenen Männer während eines Beutezuges betranken, und zum Anderen hatte er schon erlebt, wie unberechenbar betrunkene Indianer wurden.

Gegen Ende der Gespräche deutete El Perdido mit einer ausholenden Geste über die Gruppe der Apachen. „Der Ruhm von Schädelschläger mehrt sich, wie ich sehe. Meinem roten Freund schließen sich immer mehr Krieger an.“

Der Apache nickte. „Schädelschläger ist schlau. Vor ein paar Tagen haben wir eine Gruppe der Comanchen besiegt.“

„Eine Tat, die dir weiteren Ruhm bringen wird“, lobte der Mexikaner. Innerlich fluchte er jedoch. Wenn die Apachen ein paar ihrer Gegner getötet hatten, dann würden diese nun wie die Hornissen ausschwärmen, um Rache zu üben. Es konnte durchaus sein, dass El Perdidos Gruppe dabei zwischen die Fronten geriet. Waren die Comanchen auf Blut aus, interessierte es sie nur wenig, von wem es stammte.

„Ich habe ebenfalls ein Geschenk“, eröffnete Schädelschläger zum Abschied. Er gab einem seiner Krieger einen Wink, der ein Deckenbündel vor El Perdido legte.

Dieser schlug es auf und blinzelte überrascht. Dann verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Lächeln. „Mein roter Freund und Bruder ist in der Tat sehr schlau.“

Der Mexikaner schloss das Bündel rasch wieder, bevor einer seiner Männer einen Blick auf den Inhalt werfen konnte. Lediglich Juan erkannte, was die Decke verbarg und sah seinen Anführer fragend an, ohne jedoch ernstlich eine Antwort zu erwarten. Er ahnte jedoch, welches Kapital El Perdido daraus schlagen konnte.

Nach einer knappen Stunde trennten sich beide Gruppen und El Perdido war höchst zufrieden über das, was er in Erfahrung gebracht hatte.

„Schön es wird diesmal wieder nichts mit dem Handelsposten“, stellte er fest und grinste breit. „Aber ich denke, die Beute, die uns nun winkt, ist noch bedeutend größer.“

„Wenn das stimmt, was Schädelschläger behauptet“, schränkte Juan ein.

Die Banditentruppe lagerte während der größten Mittagshitze. Die meisten Männer dösten und warteten gespannt auf die Befehle des Anführers. Rund zwei dutzend Reiter hielten Wache. El Perdido und Juan hockten an einem kleinen Feuer, auf dem Kaffee kochte. Der Anführer hatte eine Stelle am Boden glattgestrichen und zog mit einem kleinen Stock Markierungen ins Erdreich.

„Die Loon-Quelle liegt ungefähr hier. Das sind rund hundertzwanzig Meilen in nordöstlicher Richtung.“

Juan wiegte den Kopf. „Da müssen wir ziemlich tief nach Texas hinein. Das könnte gefährlich werden. Die Quelle liegt in der Nähe der großen Büffelherden und der Wildpferde. Dort schwärmen sicher die Comanchen herum.“

„Ja, es ist tief nach Texas hinein“, gab El Perdio zu. „Dort fühlen sich die Tejanos vor uns sicher. Gerade deshalb wird es dort reiche Beute geben. Wenn Schädelschläger behauptet, dass dort ein paar Familien siedeln und mit ein paar Vaqueros eine Pferdezucht aufziehen, dann stimmt das auch.“

„Ja, Pferde sind gut.“ Juans Augen blitzten interessiert. „Die lassen sich gut verkaufen.“

„Aber nicht in Presidio del Norte, mein Freund. Der verdammte Capitan de Lopez würde sie für die Armee beschlagnahmen. Nein, mein Freund, wir werden die Pferde ein wenig weiter treiben, dorthin, wo sie gutes Gold bringen.“ Der Colonello tippte auf die Stelle, an der sich die kleine Siedlung befinden sollte. „Aber das Beste ist, dass unser Apache meint, dass die Büffeljäger unterwegs sind. Die werden eine Menge Büffelfelle auf ihren Wagen haben, wenn sie wieder zum Handelsposten fahren. Und sie werden sicher an der neuen Siedlung Halt machen, da dort die Loon-Quelle ist. Wir werden zwei Fliegen mit einem einzigen Schlag erledigen, mein Freund.“

„Ein paar Siedler zu überfallen, das ist eine Sache, Jefe, aber es werden sicher zwanzig oder mehr Büffeljäger sein. Du weißt, was für Flinten sie haben. Du hast selbst darüber gesprochen."

„Die Gewehre werden ihnen nichts nützen, wenn wir eine schlaue Falle stellen."

„Und wie willst du sie in die Falle locken?"

„Ich habe da so meinen Plan, mein Freund, ich habe da so meinen Plan. Verlass dich ganz auf El Perdido."

Sie benötigten drei Tage für ihren Ritt, der sie in die Nähe der Quelle brachte.

El Perdido ließ drei Männer weit vorausreiten, die sicherstellen sollten, dass sich nicht zufällig jemand näherte, der auf die große Reiterschar stoßen könnte. Solange man ihn rechtzeitig töten konnte, mochte das kein Problem sein, doch wenn er entkam, dann konnte er die Siedlung warnen oder vielleicht sogar Hilfe herbeiholen.

Die Stimmung der Männer schwankte zwischen Erwartung und Nervosität. Man befand sich nun tief auf texanischem Gebiet. Selbst wenn man die Tejanos vielleicht nicht zu fürchten brauchte, so bestand doch ständig die Gefahr, kriegerischen Indianern zu begegnen. Das war besonders auf dem Rückweg nach Mexiko gefährlich, wenn das Vorankommen durch die Beute verlangsamt wurde. Keinem würde es gefallen, die erkämpfte Beute zurücklassen zu müssen.

El Perdidos Männer lagerten nun zehn Meilen vor der neuen Siedlung. Sie war Realität, denn man konnte die Feuer der Kochstellen aus der großen Senke aufsteigen sehen, wo die Bewohner dabei waren, ihre Häuser zu errichten.

„Narren, diese Tejanos", meinte Juan. „Bauen ihre Siedlung in eine Senke, statt sie oben auf einem Hügel zu errichten."

„Sie wähnen sich sicher." El Perdido lächelte. „Das macht sie bequem. Unten in der Senke ist die Quelle. Warum Wasser den Hang hinauf schleppen, wenn man auch dort unten bauen kann und sich so die Mühe erspart? Genau diese Bequemlichkeit wird nun zum Untergang dieser Siedler führen."

„Unsere Späher müssten bald zurück sein." Juan blinzelte zur Sonne empor. „Wenn es geht, so sollten wir noch in dieser Nacht angreifen. Je länger wir warten, desto größer wird die Gefahr der Entdeckung."

„Ah, ich weiß, mein Freund. Aber ein guter Colonello lässt seine Männer nicht blindlings ins Feuer laufen. Die Späher werden uns berichten, wie viele Gewehre wir zu erwarten haben und wie wir die Tejanos am leichtesten packen."

Juan zupfte einen Grashalm und begann zu kauen. Die Männer ringsum prüften zum wiederholten Male ihre Waffen.

Gewehre und Pistolen waren Steinschloßwaffen und mussten sorgsam gepflegt werden. Zwar konnte man die meist glattläufigen Waffen laden, sie aber nicht uneingeschränkt schussbereit halten. Um eine solche Waffe abzufeuern, musste man Pulver auf eine Zündpfanne geben. Zog man

den Abzug, schnellte der Hahn nach vorne. Der Hahn hielt einen Feuerstein, der an der Reibfläche der Pulverpfanne entlang glitt, dabei Funken schlug und somit das Pulver in der Pfanne entzündete. Dessen Flamme schlug durch den Zündkanal in die Treibladung im Lauf, die dann ebenfalls zündete und das Geschoss heraus schleuderte. Der gesamte Vorgang nahm eine gewisse Zeit in Anspruch. Es mochte nur eine Sekunde sein, doch während dieser Spanne sollte sich ein Ziel möglichst wenig bewegen. Das besagte Steinschloss verhinderte auch, dass die Waffe, wie schon erwähnt, stets schussbereit gehalten werden konnte. Die Pulverpfannen waren nicht wirklich Wasserdicht und schon die Feuchtigkeit von Morgentau konnte das Pulver verkleben und unbrauchbar machen. Die Bewegungen eines Reiters beim Ritt konnten den Feuerstein in seiner Halterung lockern und dies wiederum konnte zur Folge haben, dass er keine Funken schlug oder sogar aus der Halterung heraus fiel. Die Männer taten also gut daran, ihre Waffen zu überprüfen.

El Perdido blickte auf, als er Hufschlag vernahm. Einer der Späher kehrte zurück, erkannte seinen Anführer und kam heran. Mit hastigen Worten begann er zu berichten, was er und die beiden anderen beobachtet hatten.

„Eine Handvoll fertiger Häuser, Colonello. Fünf weitere sind im Bau. Es sieht eher nach einem großen Rancho aus, als nach einem Dorf. Wir haben insgesamt zwanzig Männer gesehen. Fünf eingerechnet, die im Westen bei einer großen Pferdeherde sind. Es gibt eine Handvoll Halbwüchsige und Kinder."

Juan grinste. „Und sicher auch ein paar Frauen, nicht wahr?"

Der Späher nickte. „Oh ja, Teniente, auch ein paar Weiber. Ein paar sind recht ansehnlich."

„Das ist erfreulich. Nach der Arbeit haben sich die Männer ein wenig Vergnügen verdient." El Perdido überlegte. „Vielleicht lassen sich ein paar der Weiber und Kinder verkaufen. Juan, schärfe den Männern ein, dass ich die Frauen und Kinder lebend haben will. Wenigstens vorerst und sofern sie sich ordentlich benehmen."

„Natürlich, Jefe."

„Merk dir endlich, dass das Colonello heißt, verdammt." El Perdido starrte seinen Stellvertreter für einen Moment grimmig an, bevor er wieder lächelte. „Wir werden in dieser Nacht zuschlagen. Zehn gute Männer, um die Wachen auszuschalten. Männer, die mit dem Messer oder der Machete umgehen können."

„Unterführer Emilio und seine Leute sind sehr gut im Kehleaufschlitzen."

„Also Emilio und seine Gruppe. Die Gringos werden ihre Pferde auch in der Nacht bewachen. Stell zwanzig Reiter ab, die sich um die Wachen kümmern. Aber erst, wenn die Schießerei im Ort losgeht. Das musst du den Männern einschärfen. Ich will nicht, dass die Tejanos im Ort noch zu ihren Waffen greifen können. Daher werde ich mich mit fünfzig Männern an die Häuser heranschlei-

chen, sobald die Wachen ausgeschaltet sind.“ El Perdido sah den Späher an. „Habt ihr Hunde beobachtet?“

„Nur ein paar Hühner.“

„Nun, die werden nachts wohl im Stall sein“, vermutete El Perdido. „Die übrigen Männer bleiben hier bei den Pferden und bilden unsere Reserve. Nur für den Fall, das irgendetwas schiefgeht. Wir schlagen im Morgenrauen los. Dann, wenn die Tejanos und ihre Chicas tief und fest schlafen.“

Es gab kein Feuer für die Männer. Wer Schlaf fand, der rollte sich in seinen Poncho und seine Decke und wer dabei zu schnarchen begann, der wurde unsanft geweckt, denn die Unterführer duldeten nicht den geringsten Laut. Um Mitternacht brach Emilios Gruppe von Halsabschneidern auf. Sie würden Zeit benötigen, um die Positionen der Wachen herauszufinden und sich lautlos an sie heranzuschleichen.

El Perdidos Männer mochten gelegentlich eine wilde Horde sein, doch bei ihren Beutezügen waren sie so diszipliniert wie Soldaten. In den vergangenen Jahren hatten sie auf die harte Weise gelernt, wie wichtig dies für ihr Überleben sein konnte. So lauerten die eingeteilten Männer schweigend, und warteten ebenso wie jene, die mit den Pferden zurückbleiben mussten.

El Perdido wartete mit seinen fünfzig Männern eine knappe Meile außerhalb der kleinen Siedlung. Der Sternklare Himmel erschwerte das unbemerkte Heranschleichen. Der Colonello hatte die Silhouetten der Gebäude sorgfältig mit seinem Teleskop abgesucht und keine Wachen auf den Dächern entdeckt. Die Siedler schienen ihre Wachen ausschließlich auf dem Boden postiert zu haben. Ein tödlicher Leichtsinn.

Nach einer knappen Stunde huschte einer von Emilios Männern heran und berichtete, dass die Wachen ausgeschaltet seien. Nun musste es schnell gehen, denn niemand wusste, wann die Toten abgelöst werden sollten.

El Perdido gab das Zeichen und seine Männer hasteten auf die Häuser zu, so schnell und lautlos, wie es ihnen nur möglich war. Die Zündpfannen der Waffen waren mit frischem Pulver versehen, die Pfannen aber geschlossen und kein Hahn gespannt. Es sollte keine Feuchtigkeit eindringen. Dennoch würde es Zündversager geben. So hielten die Männer neben ihren Schusswaffen auch ihre Messer und Macheten bereit.

Der Überfall gelang überraschend leicht.

Sie drangen in die Häuser ein. Nur wenige Schüsse hallten durch das einsetzende Geschrei. Das blutige Morden wurde überwiegend durch blanken Stahl vollzogen und in ihrem einsetzenden Blutrausch hielt mancher Mann sich nicht an El Perdidos Befehl, die Frauen und Kinder vorerst zu verschonen.

Die wenigen Wachen bei der Pferdeherde wurden förmlich überrannt. Die Mexikaner machten sich sofort daran, die kostbare Herde zusammenzuhalten.

Das Gemetzel hatte kaum zehn Minuten gedauert und noch vor dem ersten Morgengrauen sichtete El Perdido die wenigen Überlebenden. Drei der Frauen waren recht ansehnlich. Er reservierte eine von ihnen für seine eigenen Bedürfnisse und überließ die anderen seinen Männern. Dann rief er Juan zu sich.

„Du hast eine Stunde, mein Freund“, mahnte er seinen Stellvertreter. „In einer Stunde darf nichts mehr auf den Überfall hinweisen. Wir wissen nicht, wann die Büffeljäger hier vorbeikommen.“

„Ich habe ein paar Reiter ausgeschickt“, beruhigte Juan. „Sie halten Ausschau in die Richtung, aus der die Jäger kommen müssen. Wir hätten übrigens ein paar der Tejanos leben lassen sollen. Die Jäger werden vielleicht misstrauisch, wenn sie hier nur Mexikaner sehen.“

„Oh, sie werden Tejanos sehen, mein Freund. Ein paar unserer Männer sollen sich Sachen der Siedler anziehen.“ El Perdido lachte. „Und suche drei oder vier aus, die zierlich und ohne Bart sind. Männer, denen Frauensachen passen.“

Es gab Gelächter und grobe Scherze, als vier der Männer in die Kleider der Ermordeten schlüpften. Für die Mexikaner war es ein großer Spaß, zumal all dies einem Hinterhalt diente, der ihre Beute beträchtlich vergrößern sollte.

Das Warten auf die Büffeljäger wurde für die Bande zu einem kleinen Martyrium. Sie warteten den ganzen Tag und die anschließende Nacht, doch ihre Beute kam nicht in Sicht. Die Unterführer mussten die ungeduldigen Männer beruhigen. Die Weidegründe der Büffel lagen viele Meilen entfernt und man wusste nicht, wann die Jäger genügend Häute gesammelt hatten, um den Heimweg zum Handelsposten am Rio Grande anzutreten. Man wusste nur, dass sie hier vorbeikommen würden, denn die Jäger und ihre Tiere brauchten Wasser und hier war die einzige Quelle in größerem Umkreis.

Gegen Mittag des darauffolgenden Tages kamen die Späher herangaloppiert.

Die Jäger waren endlich in Sicht.

Rasch wurde alles so hergerichtet, dass nichts auf ein ungewöhnliches Ereignis hinwies. Die Männer in den Frauenkleidern taten, als versorgten sie die Hühner oder hingen Wäsche auf. Ihnen war eingeschärft worden, sich in die Häuser zurückzuziehen, bevor die Jäger zu nahe heran waren, um die Täuschung zu erkennen.

Es waren fünfundzwanzig Büffeljäger zu Pferde, die vier große Wagen mit sich führten. Die schweren Kastenwagen waren hoch mit Büffelhäuten beladen. Die Jäger ritten in eine tödliche Falle. El Perdido verlor trotzdem sechs seiner Männer, doch die erbeuteten weittragenden Gewehre und die kostbaren Häute glichen diese Verluste mehr als aus.

Diesmal machte man sich nicht die Mühe, die Spuren des Mordens zu verwischen. Im Gegenteil. Nun kam der Inhalt jenes Deckenbündels zur Anwendung, welches El Perdido von Schädelschläger erhalten hatte. Ein Dutzend Pfeile, zwei Federn und ein Messer, alles mit dem Stammeszeichen der

Comanchen versehen. Juan sorgte dafür, dass die Toten entsprechend verstümmelt und skalpiert wurden.

El Perdido war sehr zufrieden. Sie hatten große Beute gemacht. Der Rückmarsch würde lange dauern, denn sie führten nun die schweren Wagen und die Pferdeherde mit sich. Die überlebenden Frauen würden ihm und seinen Männern die Nächte versüßen. Es war bislang ein äußerst lohnender Beutezug gewesen. Nun galt es, alles in die Sicherheit jenseits des Rio Grande zu bringen.